

Die Tochter des Abgeordneten.

Roman von

Georges Dhuet.

Autorisierte Uebersetzung von

Emmy Becker.

(3. Fortsetzung.)

Der Blick von Blanqui's geistigen Erden ruhte mit Wohlgefallen auf dem jungen Mann, und in schmerzlicher Zone kam es von seinen Lippen: „Ach so, junger Freund! Ueber Communismus schreiben Sie? Ein unendliches Gebiet, das die höchsten Geistesfähigkeiten erheischt.“

„Weshalb mir der Gedanke kam, mich an Sie zu wenden.“

„Janoh! das war ohne Zweifel das Richtige, aber... ich wollte, Sie hätten den Vater“ gefasst, das war ein Kopf, ein Riesengehirn!“

„In Ermangelung seiner...“

„Ja, ich weiß es wohl, ich darf sagen, daß ich der Einzige bin, der seine Lehre rein und unverfälscht beibringt — ja der Einzige... trotz der Verneinungen, die... aber was kümmern uns die! Ich werde Ihnen Gehör schenken — ich bin der Verkünder der collectivistischen Anschauung und darf Ihnen also meine Beihilfe nicht verweigern... Suchen Sie mich morgen gegen elf Uhr in der Kammer auf, da werden wir umgehört sein. Sie können durch einen Diener Ihre Karte hineinschicken.“

„Meine Dankbarkeit...“

„Danke Sie mir nicht! Es ist meine Pflicht, Ihnen beizustehen, weil Sie gleich mit für den Fortschritt der Menschheit kämpfen.“

„Mit gönnerhaftem Gruß trennte sich der Abgeordnete von dem jungen Mann und trat in seine Wohnung. Während bei Tisch erlebte Gilberte die große Ueberraschung, ihren Vater plötzlich wieder zu hören: „Ich bin diesem Gervais wieder begegnet und habe ihn sogar gesprochen... Ein reizender junger Mensch mit vortrefflichen Ansichten... Es sollte mich nicht wundern, wenn er eine Zukunft hätte!“

„Was hat er nur angestellt, um den Papa zu fesseln?“ dachte das junge Mädchen bei sich. „Er muß es sehr geschickt angegriffen haben und mich ernstlich lieben, denn daß er diesen Schritt nur gewagt hat, um sich mir zu nähern, ist ja sonnenklar. Wer weiß, vielleicht findet Papa Gefallen an ihm. Er sah ganz wohlwollend drein, als er von ihm sprach.“

Sie schloß sich an diesem Abend merkwürdig froh und glücklich. Heinrich sah mittlerweile in der Prechburgerstraße und hatte sich in seinem Zimmer eingeschlossen, wo er sich mit Anstrengung in Brouddam und Cabot hineinarbeitete. Er mußte sich ja ihre Ideen einigermaßen zu Eigen machen, um seine Rolle dem Abgeordneten gegenüber durchzuführen zu können und so luderte er denn in seines Vaters Prachtbau, rings von Luxus und Verwöhnung umgeben, mit Feuertücher die wohlberühmte Flugschrift: „Quantum ist Diebstahl!“

„Zu der ihm bezeichneten Stunde traf Heinrich Tresorier anderen Tages im Bourbonpalast ein, wurde vom Thürhüter zum Aufwärter weiter geschickt und schließlich in den Bibliotheksaal weiter geleitet, wo Courcier, der Frühlingszeit barrend, die Zeitungen las. Der Abgeordnete erhob sich und führte den jungen Mann in die zur Zeit noch einsame, den Sitzungssaal umgebende Galerie, wo sie Platz nahmen.

„Vor Allem, mein lieber junger Freund, begann er mit feierlichem Ernst, Gestatten Sie mir eine Frage: Geben Sie über die Mittel zu Ihrem Unterhalt?“

„Ja, Herr Abgeordneter. Mein: Familie ist in guten Verhältnissen und ich selbst verfüge über ein kleines Vermögen.“

„Das ist sehr erfreulich, denn ich muß Ihnen offen sagen, die Politik ist heutzutage ein Geschäft, das seinen Mann nicht nährt.“

„Ich kann leben, ohne zu verdienen.“

„Und sind Socialist?“ rief Courcier mit einem ironischen Blick.

Heinrich sah seinen Berater streng an und versetzte würdevoll: „Die äußeren Verhältnisse haben mit der Ueberzeugung nichts zu thun.“

„Gewiß nicht! Gewiß nicht! Ich habe sogar schon verschiedene Socialisten gekannt, die bemittelt waren, wie Sie, und zwar waren es geradezu leidenschaftliche, ja fanatische Anhänger der guten Sache... Weiter! Welche Beschäftigung geben Sie Ihren Arbeiten über unsere Lehre zu verleben?“

„Die wirksamste für die Sache, die auffälligste für meine Person.“

„Oho! Sie scheuen sich nicht, in den Vordergrund zu treten?“

„Ich lehne mich danach.“

„Donnerwetter! Gefährlich ist es nicht, die gesellschaftliche Ordnung anzugreifen.“

„Ich werde allen Gefahren trogen.“

Dem Abgeordneten wurde es etwas schief. Er hatte das Gefühl, sich in Gegenwart eines Schwärmers zu befinden, dem der Wahnsinn nicht allzu fern lag, Dabei fanden die wüßigen Worte keine Antwort bei dem jungen Manne, seine vornehme Erscheinung in so selbstschreibendem Gegenfug zu den übertriebenen Erklärungen, die er abgab, daß es dem älteren Manne wirklich unbehaglich wurde. Gerade solche gelehrte, junge Leute, wie der eben ihm gegenüber, hatte er zur Zeit der Com-

Bei diesem Vorschlag hob sich Heinrich's Zornesflamme wieder.

„In Ihrer Wohnung etwa?“ fragte er ruhig.

„Gewiß, um neun Uhr.“

„Mit größter Freude.“ versicherte Gilberte's Berater feurig.

Es that Courcier wohl, in Heinrich's Wesen den vorigen Feuerifer wieder aufkommen zu sehen, und er hielt es für ratsam, den jungen Rothbäcker nicht der Gefahr fremder Einflüsse preiszugeben. Wenn ihm ein Anderer seine Goldquelle wegschnappte! Aufmunternd setzte er also hinzu: „Da fällt mir ein, kommen Sie doch gleich lieber zu Tisch... ganz ohne Umstände! Sie können bei dieser Gelegenheit meine Tochter kennen lernen und später richten wir dann in aller Begehrtheit die Grundmauer unseres Gebäudes auf.“

„Abgemacht!“ rief Heinrich beinahe jubelnd.

„Daf er dieses Ziel so rasch erreichen würde, hatte er sich nicht träumen lassen.“

„Also heute Abend... um sieben Uhr?“

„Punkt sieben Uhr.“

Sie schüttelten sich die Hände und Heinrich Tresorier verließ eilenden Laufes den Bourbonpalast. Seines unvorrichtigen Vaters unbefonnene Wünsche waren jetzt erfüllt, ja, er hatte in dieser einen Stunde mehr Dummheiten gemacht, als der Papa für sein ganzes Leben gewünscht hätte!

Siebzehntes Kapitel.

„Gervais, Sie hören ja gar nicht, was ich Ihnen vorlese!“

„Verzeihen Sie, Herr Courcier, es ist mir auch nicht ein Wort entgangen.“

„Das Clavierpiel meiner Tochter lenkt Ihre Gedanken ab... schließen wir die Wohnungsmertüre.“

„Mein gewiß nicht! Ich bitte Sie!“

Courcier sah an seinem Schreibtisch und wollte Heinrich den zündenden, hinterzogenen Leitartikel mitteilen, den er für die nächste Nummer der „Revolutionären Partei“ vorbereitet hatte, indes Gilberte, die man gleich nach dem Essen sich selbst überlassen hatte, sich die Zeit mit einem Beethoven'schen Andante vertrieb. Die klassische Musik, die im Conservatorium von Künstlern ersten Ranges ausgeführt, den jungen Tresorier bis zur Nervenqual gelangweilt hatte, verlebte ihn, vom Gilberte Courcier ziemlich schülerhaft auf einem mittelmäßigen Clavier vorgetragen, in helles Entzücken! Schon seit zehn Minuten hatte er nicht einmal mehr die Stimme des Abgeordneten gehört, der gleichwohl mit Donnerklang seine zündenden Phrasen hinausgeschmettert, denn er hatte nur Ohren für Gilberte, die leise, den Dampf dröhnend, um die beiden Politiker nicht zu hören, ihr Spiel verfolgte und im Stillen doch eine gewisse Ahnung hatte, daß der junge Mann ihr lauschte. Das that er freilich; er hatte sogar seinen Stuhl so gerückt, daß er sie zu drei Vierteln von hinten sehen konnte. Durch die offene Thür ward eine schmale schmale Schulter, die und da ein gartes Profil sichtbar, von Zeit zu Zeit erschien auch eine schlanke gelenkige Hand, die über die Tasten glitt! Sanft gewiegt von den Tönen, begleitete Heinrich die Composition mit verständnisvollem beunruhigtem Kopfnicken, eine Mimik, die der Abgeordnete durchaus auf seine Vorlesung bezog.

„Nicht übel, was meinen Sie?“ unterbrach er sich. „Ja, das sieht, das wird einschlagen! Man reißt ihnen die Binde von den Augen und raubt ihnen jede Möglichkeit einer Selbstschätzung! Wenn sie danach noch nicht einsehen, wozu ein Schicksal ihrer wartet, so...“

Die Leute, die in diesen Fragen und Zwischenrufen mit „ja“ und „ihnen“ geantwortet wurden, das waren die Hausbesitzer, die Proben, die Scheuklappen Capitalisten, die Sorte Tresorier, Vater und Sohn, und ihre Spießgesellen.

Es war jetzt acht Tage her, daß dieser Gervais zum ersten Male bei dem Courcier's geistig hatte, und am Tage darauf war die „Revolutionäre Partei“ thatschlich gefaßt worden. Seitdem hatte die Einrichtung des Blattes den Hauptberichter mit Rothbäcker den armen Jungen zum gefügigen Werkzeuge ihres Vaters gemacht. Es kam ihm pie in den Sinn, Courcier's Ansichten zu lenkeln oder zu bekämpfen, er ließ sie in Bausch und Boden gelten, er wollte ja nur eins — Gilberte sehen! So lange sie in der Nähe war, schredte er vor den ungewöhnlichen Lehren nicht zurück; er sah sie an, bewunderte und verehrte sie, das genügte ihm. Er war vollkommen glücklich.

Sobald jedoch der Zauber ihrer Gegenwart seichte, lehrte ihm die Urteilsfähigkeit zurück und dann entstand eine furchtbare Gewissenspein. Er nannte sich selbst einen Tollhändler... wozu sollte ihn diese Leidenschaft noch führen? In wozu unabsehbare Verwidelungen, in wozu entsetzliche Remen konnte er nicht heute oder morgen geraten? Der gesunde Menschenverstand sagte ihm, welche Luft ihn von der Geliebten schied, daß es leichter sein würde, eine Annäherung zwischen dem Montblanc und dem Vesup her-

beizuführen, als zwischen dem Baron Tresorier und dem Bürger Courcier! Und doch setzte er sein begonnenes Werk mit Beharrlichkeit fort — was hoffte er denn? Was war das Ziel seiner Träume? War denn je der Gedanke in ihm aufgefommen, Gilberte zu seiner Geliebten zu machen? Die Möglichkeit dieser Lösung hatte er auch nicht einen Augenblick, nicht im geheimsten Winkel seiner Seele erwogen. Er würde sie mit Abscheu von sich gewiesen haben, wenn sie ihm nahe gelegt worden wäre. Seine Achtung vor dem jungen Mädchen gab seiner Leidenschaft nichts nach.

In Wirklichkeit war er lobtugendlich. Nachdem er dem Abgeordneten das Reithier geliebt, den Biigel gehalten und ihm in den Sattel geholfen hatte, mußte er nun allen Schweiß aufwenden, um nicht in der Doffentlichkeit an seiner Seite gesehen, in Parade vorgeführt zu werden. Die Zeitung ward für ihn zum Schwergewicht. Die Vorstellung, daß seine Vertheiligung an diesem gefährlichen Werk erhaben werden könne, trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirne. Neht, da er Gilberte unwehrlieh sehen, mit ihr in dem kleinen Garten auf und ab gehen konnte, hätte er den Vermittler ihres Verkehrs diese Zeitung, von der Erde vertilgen mögen.

Eines Morgens hätte ihn beinahe der Schlag überfallen. Im Arbeitszimmer seines Vaters lag aufgeschlagen von einer jorinigen Hand getrennt, eine nach frischer Druckerwärme riechende Nummer der „Revolutionären Partei“. Wie obann hofften seine Wände auf dem ungeliebten Blatt und da sagte der Vater:

„Ja, ja, mein Lieber, dieser Bluthund, der Courcier, hat jetzt eine eigene Zeitung... Wir können uns darauf gefaßt machen; dieser Tage darin beschimpft, abgeschlachtet zu werden! Es mühte aber mit dem Teufel zu geben, wenn ich diesen Partikularier nicht lassen, kriega könnte... viel Bekehrtes wird denn nicht mit ihm gemacht. Da, lies einmal den Leitartikel. Gezeichnet ist er von einem Gervais, einem Daulanten, den de Galere in fide er Ausschick steht.“

Willig griff Heinrich nach dem Blatt, lernte er doch seine von Kraft verzerrten Züge dahinter verstehen und nach Fassungen ringen. Sofort erwiderte er denn auch einen mit „Gervais“ unterzeichneten Artikel. Der Verfasser war natürlich Courcier, der aus Sparmaßregeln Rücksicht sein Blatt allein schrieb, um aber Eindeutigkeit zu vermeiden, bald mit seines Mitarbeiters Namen unterzeichnete. Der betreffende Artikel enthielt eine schamlose Verberüdigung des Angehörigen in der Armee. Leidenschaftlich schlug Heinrich mit der Faust auf das Blatt und stammelte wuth schraubend:

„Aber... Aber... Das geht denn doch zu weit... Das ist zu stark... Das muß bestrast werden!“

Damit schleuderte er das zu einem Anwalt gebalt: Schandblatt in's Kammerfeuer; am liebsten hätte er seinen Gönner Courcier ebenso behandelt.

„Janoh! mein Sohn, so heftig weit haben wir es gebracht!“ bemerkte der Vater beschwichtigend. „Reg' Dich aber nicht auf! Die Polizei wird eines Tages mit dieser Schwelbelsache aufräumen und den lauberten Herren das Sandwört legen.“

Am selben Abend erfolgte zwischen Courcier und Gervais eine ziemlich erregte Auseinandersetzung. Der junge Mann behandelte seinen „Gönner“ derart, daß der Abgeordnete Mund und Nase aufriß und seine Entgegnung vorzubringen faud.

„Zum Henker! Ich bin selbst Soldat!“ sagte er zu ihm. „Wissen Sie, daß Sie mich mit einem Artikel wie der in der heutigen Nummer dem Kriegsgericht ausliefern konnten? Sagen Sie in Ihrem eigenen Namen meinetwegen, was Sie auf dem Herzen haben, aber bebieuen Sie sich nicht zu sehr zu erregen. Uebertreibungen finde ich überhaupt, daß Sie mit der ganzen Leitung der Zeitung in falschem Maße woffen regeln, und ich will deshalb nichts mehr damit zu schaffen haben. Statt große Gesichtspunkte aufzustellen, die idealen Grundstoffe und Lehren zu entwickeln, bringen Sie immerzu Persönliches und nehmen nur Thatsachen auf's Korn. Ich habe einen vollständigen anderen Begriff von unserer Aufgabe und um fern Zielen als Sie. So, jetzt hätte ich mich ausgesprochen!“

Statt aufzubrausen, erbeute der Abgeordnete im Stillen vor Schred bei dem Gedanken, diesen nützlichen Beistand einzubüßen und gab feierliche Zusagen ab. Der Name Gervais sollte aus dem Blatte verschwinden und er, Courcier, werde die alleinige Verantwortlichkeit für die Zeitung übernehmen. Im Grund war ihm dies auch sehr willkommen; er hatte dann keine Leitung des Einflusses mehr zu fürchten. Von nun an würde man ihn allein in jedem Worte erwidern, vor ihm allein gittern. Da gerade wieder ein Artikel mit dem Unterschrift Gervais' im Druck war, ein sehr gepfeffter, worin Geistlichkeit und Papst durchgehende wurden, griff Courcier hastig nach Ueberrod und Hut, um durch's nächste Telephon dem Abdruck des Namens vorzubugen.

„Erwarten Sie mich hier. Die Frenschpochstelle ist nur hundert Schritt von hier. In einer Viertelstunde spätestens bin ich zurück.“

Zum ersten Male war Heinrich jetzt mit Gilberte allein; weder die beobachtenden Blicke der alten Rosalie, noch Courcier's Wachsamkeit störten ihr Beifommensein. Er setzte sich neben das junge Mädchen und sah ihr schweigend

beim Stiden zu. Sie hatte eine Federkeder auf Geide begonnen, und es war sehr reizvoll, die weihen schlanken Fingern die bunten Fäden über den schimmernden Stoff hindereiten zu sehen. Etwas gedregt vor der Lampe sitzend, hielt sie die Augen gefenkt, aber das Licht spielte mit goldenem Schimmer über ihren Haaren und dem feinen Anlag des Kopfes, es umschmeichelte die Wangen und trieb allerlei Kurzweil in den rosig eingefassten weihen Dohden.

„Es scheint, Sie waren vorhin nicht ganz einig mit dem Papa.“ bemerkte sie, den Blick schlichtig von der Arbeit hebend, „ich höre Sie wenigstens in seinem Arbeitszimmer ein wenig laut reden...“

„Natürlich wieder Politik, die abschlechte, die mir in tiefster Seele verhaßt ist.“

„Weshalb denn?“

„Weil aller Nummer- und Sorgen, die wir durchgemacht haben, ausschließend von ihr kommen. Mein Vater, der sonst die Güte selbst ist, wird mir fürderlich, wenn es sich um seine Ueberzeugungen handelt und ich schwebe stets in Angst, er könnte sich in gefährliche Unternehmungen einlassen und verwideln. Das hat schon manche bange Stunde mir bereitet. Wie kommt es, daß auch Sie, Herr Gervais, der Sie jung sind und den schönen erfolgreichen Beruf eines Anwaltes ausüben könnten, daß auch Sie sich in die Politik stürzen? Treibt Sie denn eine unweiseliche Neigung dazu?“

„Herrgott, ja! Die Neigung zu Dir!“

„Hätte Heinrich um ein Haar ausgerufen, aber diese Gilberte sah so unbefangene, so friedlich neben ihm, daß er ein solches Geständnis nicht über die Lippen brachte.“

Der Ausdruck des jungen Mädchens verriet mit einem Mal tiefen Ernst und eine gewisse Besorgnis. Langsam und bedächtlich ihre Nähnadel in den Stoff stehend, versetzte sie: „Mein Vater ist ein vortrefflicher Mensch, aber wenn er sein Leben noch einmal zu beginnen hätte und ich dann irgend welchen Einflug ausüben könnte auf die Richtung, die er einschlagen sollte, so würde ich Alles aufbieten, ihn von der Bahn abzuwenden, die er jetzt betritt, und auf der er nicht als Enttäuschungen, Gefahren und Kummernisse gerettet hat. Es thäte mir also auferichtig leid, wenn ich denken mühte, sein Vorbild habe Sie dorthin verlotert.“

„Was sagen denn Ihre Eltern dazu?“

Heinrich ferste die Augen vor dem klaren, ehrlichen Blick des jungen Mädchens. Zum ersten Male, aber mit um so größerer Selbstliebe überkam ihm das Gefühl, daß er sich schämen mühte, mit List, unter einem falschen Namen und in einer Absicht, die er sich selbst noch nicht eingestand, in diese Häuslichkeit eingedrungen zu sein. Seine Handlungsweise trieb ihm die Schamröthe in's Gesicht und er füllte ein heisses Verlangen, ihr zu sagen: „Ich habe Dich belogen und betrogen, ich bin nicht der, für den Du mich hältst, jage mich von Deiner Schwelle, denn ich will Dich nicht länger hintergehen!“

Dieses Geständnis wäre aber zu demüthigend gewesen; er hatte den Muth der Aufrichtigkeit nicht. Unsicher und ungeschlüssig, innerlich verzweifelt, sah er stumm neben ihr, so daß sie, um ihm zu helfen, fortfuhr: „Sie erzählen uns nie von den Jhrigen... Ihre beiden Eltern leben noch?“

„Ja, anädiges Fräulein, Vater und Mutter. Die jährtlichen Eltern, die man sich denken kann.“

„Aber sie wissen doch hoffentlich von Ihrem Unternehmen? Es wäre sehr unrecht, Ihren Eltern ein Geheimniß daraus zu machen.“

„Sehr unrecht, allerdings, anädiges Fräulein. Aber sehen Sie den Fall, daß ein übermächtiger Grund mich dazu bestimmen hätte, anders zu handeln, kurz und gut, daß ich nicht Herr meiner Entschlieung gewesen wäre.“

Eine leise Röthe färbte Gilberte's Wangen, und ihre bisherige Ruhe begann ihr antreu zu werden. Kam es ihr doch fast vor, als ob Heinrich mit diesen etwas doppelstinnigen Worten angedeutet hätte, daß er nur ihre Mittel den gefährlichen Bahn betreten habe, vor der sie ihn gewarnt, und daß es nur aus Liebe zu ihr geschähe, wenn er die Seinigen täuschte, seine künftige Ruhe und seine augenblickliche Sicherheit gefährde.

Sie wagte daher nicht, ihr Verdrüß zu zeigen, wenn sie fürchtete, ihm nur dadurch Gelegenheit zu geben, ihr zu sagen: „Wie kannst Du hart und streng verurtheilen, was doch einzig zum Ziel hatte, mich Dir nahe zu bringen?“

Ihr Gefühl sagte ihr klar und deutlich, daß die Handlungsweise des jungen Mannes räthselhaft und in Geheimniß gehüllt war, daß er nicht wußte, wie er sich ausgab, daß er nicht dachte, was er sprach. Wenn sie ihn ansah in all seiner Eleganz und Vornehmheit, so erschien es ihr völlig undenkbar, daß er ein Varradenheld, ein gesellschaftlicher Gleichmacher sein sollte. Der Adel, den er schmälte und verkehrte, erhob in seiner Haltung, seiner Sprache, jeder Bewegung, Einrede gegen dieses Urtheil; er ward an ihm zum Berräther. Wodien seine Lippen noch so laut rufen: „Es lebe der Socialismus!“ seine Augen entgegneten: „Es lebe der König!“

Gilberte's Herz war schwer. Ihre offene Natur erschauerte vor der Doppelzüngigkeit, die sie mehr ahnte als bekannte, ihr Rechtsgefühl empörte sich gegen die Täuschung. Aber eine ihr bisher fremde Schwachheit brachte die Stimme des Gewissens zum Schweigen.

„Wenn er uns hintergegangen hat,“ dachte sie, „so wird ihm mein Vater die Thür weisen, und ich werde ihn nicht mehr sehen. Aber, o wie schmerzlich wäre es mir, ihn nicht mehr zu sehen!“

Mit Bangen wurde das junge Mädchen der feststimmigen Wandlung inne, die sich in ihrem gefammten Empfinden binnen einer Woche vollzogen hatte. Was war denn in ihr vorgegangen, daß dieser junge Mann, den sie vor Kurzem noch gar nicht gekannt hatte, ihr unentbehrlich erschien, daß ihr sein Verschwinden aus ihrem Gesichtskreis wie ein drohendes Unglück vorkam?

Zum Glück kam der Vater bald nach Hause und hinderte zu ihrer großen Erleichterung die Fortsetzung eines Gesprächs, das sie selbst wegen herbeigeführt hatte. Heinrich verabschiedete sich von dem Abgeordneten und von Gilberte, und seine unsichere etwas verschleierte Stimme schien um Verzeihung zu flehen für allen Luq und Trug, womit er sich hier eingemischt hatte. So schloß sich der Ausdruck seines inneren Jammers, daß Gilberte ein Mittel mit ihm suchte, das sie zwar selbst im Stillen als unverbunden bezeichnete, das sie aber doch veranlaßte, ihm zum ersten Mal die Hand zu reichen. So ward ihm denn die Wonne zu Theil, ihre schlanken Finger, die er so gerne mit Küssen bedeckt hätte, wenigstens einen Augenblick in die Hand zu empfinden.

Siebzehntes Kapitel.

Nachdem Heinrich wohl oder übel gemungen gewesen war, seinem Vater ein Bekenntniß über die dunklen Wege abzugeben, die er in jüngster Zeit wandelte, ergänzte er Tags darauf mit ergiebiger Miene diese Berichte im traulichen Zimmer seiner Mama. Hier gab es seinen stürmischen Aufreiß, wie mit dem Vater. Die Baronin neigte sich von vornherein zur Nachsicht für den Sohn, der so jählich an ihr hing ruß der ihr nie im Leben ernstlich weh gethan hatte. Als Weib war sie auch gern bereit, das holde Verbrechen der Liebe zu entschuldigen. Wenn es nur nicht die Tochter eines Courcier hatte sein müssen. Unbefonnener Junge! Wie hatte er sich nur in dieser Schlinge fangen lassen können? Ueberall hätte er entklopfen und sich eine Braut wählen dürfen, warum mußte er gerade die Einzige begehren, die unannehmbar war? Liebe er sie denn wirklich? Man sagt ja manchmal, ich liebe Die aber Jene, und noch sechs Wochen denkt man nicht mehr daran.

„Heinrich, nicht wahr, so ist's... Es sieht nicht so tief?“

„Ach, Mama! Würde ich wegen einer flüchtigen Anwandlung Dir und dem Vater Klummer bereiten? Nein, nein, die Sache ist sehr ernsthaft! Du kannst mir glauben, daß ich dagegen angefaßt habe... wenn ich die Kraft gehabt hätte, Widerstand zu leisten, ich hätte's gethan, mir graute ja selbst vor dem, was kommen mußte. Aber ich habe's nicht vermerkt... Ich hatte sie schon zu lieb! Ach, Mama, wenn Du müßtest, was für ein holdes Geschöpf sie ist!“

„Das Mädchen, das meinen armen Sohn um den Verstand gebracht hat, wird hoffentlich nicht allmächtig sein. Das setze ich voraus, aber, begreife Du denn, gegen welche Unmöglichkeit Du anrennst! Die Tochter dieses Courcier, des einzigen Menschen auf der Welt, den Dein Vater haßt, verabscheut...“

„Aber sie, Mama... willst Du sie verantwortlich machen für Handlungen, wozon sie nicht einmal eine Ahnung hat? Wenn Du sie sähest, Du würdest nicht mehr sagen, ich hätte den Verstand verloren... Blond, mit dunklen Augen von einem Unschuldsausbruch, der nicht trägt, eine entzückende Gestalt, Händchen wie die Daintigen, Mama, und eine Stimme, deren blycher Klang einem das Herz erareißt!“

Er hatte sich auf den Bodenstoppich niedergelassen und schmeigelte sein Haupt in den Schoß der Mutter, gerade wie er es als kleines Kind gemacht hatte, wenn er irgend eine Unthut erbeutet mochte. Mit mühsam verhaltenem Lächeln und innigem Wohlgefallen blidte die Mutter auf den großen, hübschen jungen Mann, der ihre Anie unsicher hielt, und leicht und jählich über sein Haar hinstreichend, dachte sie: „Er spricht nur von seiner Liebe zu dem Mädchen, aber ich denke, wie muß sie erst ihn lieben. Wie war's auch möglich, daß sie ihn nicht liebt? Ihn, den guten, großmüthigen, weidherzigen, fast unüthigen Jungen! Und den lassen wir verabscheuen! Wenn man ihn zwänge, sich von ihr loszusagen, werde er sich nie darüber trösten, sagt er, und ich glaube ihm! Aber wie, auf welche Weise den Vater müde machen! Er ist entschlossen, seine Zustimmung zu erweigern und merkt er, daß man gegen ihn arbeitet, so setzt er erst recht seinen Kopf darauf. Eine ungeliebt Verwidlung! Wie verhängnisvoll, daß dieser abschlechte Demokrat sich unterleben darf, eine so beredende Tochter zu haben.“

„Laf uns überlegen, Heinrich. Wie war's, wenn Du eine recht schöne Reise unternehmen würdest? Legten Sommer sprachst Du einmal davon. Du müßtest Neuglänzen kennen lernen. Das würde Dich zerstreuen, ablenken, man würde angenehme Reisegefährten für Dich finden, was meinst Du?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Preis des Schwebler ist neulich um 5 Procent gestiegen. Das wird viele Leute zwingen, niedrige Schuhe zu tragen.